



humboldt chancengleich.
fokus frau.

humboldt chancengleich

11. Jahrgang | April 2020

Schwerpunkt

FRAUEN UND ARBEIT

#WERTSACHE Arbeit
*Fair ist, wenn Gleiches
gleich entlohnt wird*

Brauchen wir eine
Care Revolution?

Antifeminismus als
Gefahr für die Gleich-
stellungsarbeit



„Hoch geschätzt –
gering vergütet?!?“

Büro in der Stadtverwaltung,
Essen, 2. Hälfte, 50er Jahre

Wissenschaft als nachträglicher Widerstand gegen den Nationalsozialismus

Ein Gespräch mit Liliana Ruth Feierstein



Prof. Dr. Liliana Ruth Feierstein

Professorin für Transkulturelle Geschichte des Judentums am Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin

Foto: Stephan Pramme

Seit wann sind Sie Professorin an der HU?

Ich kam im Oktober 2014 als Juniorprofessorin an die HU und wurde schließlich im Mai 2017 auf die W2-Professur für „Transkulturelle Geschichte des Judentums“ berufen. Besonders wichtig ist mir dabei zu erwähnen, dass jener Lehrstuhl in Kooperation mit dem Selma Stern Zentrum für Jüdische Studien Berlin-Brandenburg überhaupt erst geschaffen wurde. Viele Menschen an der HU und in Berlin kennen das nach der jüdischen Historikerin Selma Stern benannte Zentrum leider nicht, obwohl es eine enorm wichtige Forschungseinrichtung ist – in ihrer interdisziplinären Perspektive auf die historischen und kulturellen Ausprägungen des Judentums in Deutschland einzigartig und zukunftsweisend.

Wollten Sie schon immer Professorin werden?

Nein, das war eigentlich gar nicht geplant. Wobei ich grundsätzlich keine genaue Vorstellung davon hatte, was nach dem Studium passieren würde; die einzige Klarheit bestand darin, dass ich mit Menschen arbeiten wollte. Über viele Jahre sammelte ich daher in jüdischen Gemeinden und politischen Organisationen Erfahrungen, vor allem im Bildungsbereich. Neben diesem sehr praktischen Einschlag hat mir gleichzeitig die Forschung immer großen Spaß gemacht. Und so ergab sich die wissenschaftliche Karriere nach der Promotion letztlich einfach als glückliche Fügung.

Dass diese neue Professur an der Schnittstelle von Kulturwissenschaft und jüdischer Geschichte einfach perfekt zu meiner unkonventionellen wissenschaftlichen Laufbahn passte und die Ausschreibung auf mich wie „maßgeschneidert“ wirkte, hat natürlich wesentlich zu dieser Fügung beigetragen. Schließlich bin ich keine traditionelle Judaistin, ich habe Philosophie und Romanistik studiert und zu jüdischer Philosophie promoviert. Zudem durchlief ich in meiner wissenschaftlichen Ausbildung unterschiedliche Stationen, geographisch wie disziplinär. Und trotzdem – als ich (zu diesem

Zeitpunkt Postdoktorandin in Konstanz) die Ausschreibung las, war mein erster Gedanke: ‚Ich als Frau und Nicht-Deutsche, ich habe sowieso keine Chance auf eine Professur!‘ Dann fiel mein Blick auf den Hinweis: ‚Bewerbungen von Frauen und Menschen mit Migrationshintergrund werden bei gleicher Eignung bevorzugt usw. ...‘. Meine damaligen Kolleginnen betonten, normalerweise sei das eine Floskel, aber an der Humboldt-Universität würde dieser Satz wirklich ernst gemeint. Entgegen meiner vorherigen Bedenken war ich dann letztlich doch motiviert, eine Bewerbung abzuschicken. Mittlerweile sitze ich selbst in vielen Berufungskommissionen und kann nur bestätigen: dieser Satz ist, wenigstens an der HU, keineswegs bloße Phrase.

Ist dieser Mut „es trotzdem zu versuchen“ auch etwas, was Sie aus Ihrer heutigen Perspektive Studentinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen mit auf den Weg geben würden?

Auf jeden Fall! Ich hätte vieles verpasst, wenn ich auf meine eigenen Zweifel gehört hätte. Dabei denke ich nicht nur an Frauen, sondern an alle, die strukturell benachteiligt sind – etwa aufgrund ihrer sozialen oder geographischen Herkunft oder ihres Aufenthaltsstatus.

Wo liegen Ihre Schwerpunkte und an welchen Projekten arbeiten Sie gerade? Was begeistert Sie an Ihrer aktuellen Forschung?

Die Antwort auf Ihre Frage dürfte kaum verständlich werden, ohne dass ich meinen grundsätzlichen Impetus voranstelle: die Shoah ist ein großes Thema in Deutschland, daher bedeutet es etwas völlig anderes in diesem Land eine Professur für jüdische Kulturen und Geschichte zu bekleiden als etwa in Mexiko oder Kanada. Aus diesem Grunde habe ich mich bewusst dafür entschieden, in meiner Forschung und Lehre (und ich lehre unheimlich gerne!) einen Fokus auf das Leben zu legen – und nicht auf den Tod, den die Beschäftigung mit der Shoah unmittelbar mit sich bringt. Mein Eindruck ist nämlich, dass

die Deutschen (und so auch viele der Studierenden an der HU) sich in ihrer Schulzeit zwar mit dem Holocaust auseinandersetzen, zugleich jedoch keine Vorstellung davon haben, wer diese ‚Juden‘ überhaupt waren. Als hätten die Nazis 1945 doch den Sieg davongetragen, tauchen sie vornehmlich gesichtslos als Vernichtete und Opfer auf. Meine Aufgabe sehe ich daher vor allem darin, die jüdische Kultur wieder lebendig werden zu lassen. Ich denke, das ist wichtig, auch um diesem Gefühl der Fremdheit entgegenzuwirken.

Ein aktuelles Forschungsprojekt, das mich sehr begeistert, beschäftigt sich mit der Geschichte des Esperanto als jüdische Sprachutopie. Alle Menschen lächeln, wenn sie von Esperanto hören, die wenigsten wissen jedoch, dass es ursprünglich ein jüdisches Projekt war – der Versuch einer Antwort auf Gewalt und Antisemitismus. Die wunderschöne Idee dahinter ist eine neutrale Sprache zu schaffen, eine Sprache ohne Eigentümerinnen, Muttersprachlerinnen und Machtverhältnisse: die Utopie eines Territoriums, auf dem sich alle gleichberechtigt treffen, auf dem niemand „sprachlicher Herr des Hauses“ ist und die Freude am Spiel mit Sprache im Mittelpunkt steht.

Ein weiteres Projekt, das ich mit meinem Kollegen Daniel Weidner angestoßen habe, dreht sich um konkurrierende Gesetze. Auch die Jahrestagung des Selma Stern Zentrums im November beschäftigte sich in diesem Rahmen mit dem Thema „Diaspora und Gesetz. Kultur, Religion und Recht jenseits der Souveränität“. Vor dem Hintergrund der aktuellen Debatten um Geflüchtete, die ihren islamischen Glauben und somit auch Gesetze ‚mitbringen‘, ist es ein politisch brisantes Projekt. Unsere Ausgangsthese lautet, dass das Judentum in mehr als 2000 Jahren einen großen ‚Erfahrungsschatz‘ gesammelt hat, wie mit konkurrierenden (Staats-)Gesetzen umzugehen und ein Zusammenleben von Mehrheit und Minderheiten möglich ist. Nicht zuletzt mit Blick auf aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen ist die Beschäftigung mit jenem kreativen Potenzial unheimlich spannend.

Eng verbunden mit diesem historischen Blick auf die jüdische Diaspora ist ein drittes Forschungsvorhaben, das eine alternative Geschichte Europas aus der Perspektive dreier extra-territorialer Kulturen, sprich Kulturen ohne geographisches Zentrum, schreiben möchte: Juden, Sinti und Roma und Armenier; hier gibt es keine Geschichte von Flächen- und Nationalstaaten, sondern eine von Netzwerken und Beziehungen. Das Forschungsprojekt basiert auf einer engen Kooperation mit Sinti und Roma-Organisationen, mit vielen Aktivistinnen und anderen Minderheiten. Schließlich geht es mir dabei nicht um Forschung um ihrer selbst willen, sondern um Solidarität und einen gesellschaftspolitischen Transfer. Auch auf politischer Ebene ist es letztlich dringend notwendig, Europa anders zu denken – jenseits der Idee einer Festung und eines abgeschlossenen Ganzen.

Darf ich abschließend noch fragen, inwiefern Ihre Biographie und Ihre jüdische Herkunft für Ihre Forschung eine Rolle spielt?

Natürlich spielt meine eigene jüdische und zugleich kosmopolitische Herkunft für die Perspektive als Wissenschaftlerin eine entscheidende Rolle. Ich betrachte es als großes Glück, zugleich einen internen und externen Blick auf Europa haben zu können. Die damit einhergehenden Erfahrungen spiegeln sich auch in meinem großen wissenschaftlichen Interesse an Sprachen und Akzenten wider. Niemand, der nicht meine Biographie hätte, würde eine solche Forschung und Lehre betreiben.

Damit kehre ich wieder zurück zur grundlegenden Motivation: Ich verstehe meine professorale Arbeit als eine Art nachträglichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus, gegen die Vernichtung der jüdischen Kultur. Letztere möchte ich lehren und in Erinnerung rufen – eine genuin politische Arbeit, um, im Sinne Walter Benjamins und mit Theodor W. Adorno gesprochen, „den Toten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen“.

Das Interview führte Verena Namberger



Zentrale Frauenbeauftragte der
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10099 Berlin
www.frauenbeauftragte.hu-berlin.de